



Bild: Trix Niederau

Mal grau, mal blau – und alles am selben Himmel.

Roger – mal so, mal anders

Roger Keller war mitten in der Zweitausbildung zum Psychiatriepfleger, ein ruhiger, zurückhaltender Mann, als ihn die Krankheit überfiel. Er wurde manisch-depressiv. Von da an hatte seine Frau Irene zwei Männer. Mal war er der Roger, den sie kannte und liebte, bald wurde er zum überdrehten Egozentriker oder sah in seinem Leben kein Quentchen Sinn mehr.

HERISAU. Plötzlich wollte er unbedingt spielen. Spielen und gewinnen, eine Million; kein Problem wäre das für ihn, den geborenen Gewinner. Er würde es allen zeigen, sich ein Cabriolet kaufen und damit vor der Schule vorfahren. Er begann also zu spielen und konnte nicht mehr aufhören, obwohl er ständig verlor.

Ungebremste Achterbahn

Als die Krankheit ausbrach, war Roger Keller 30 Jahre alt und seit drei Jahren verheiratet. Die Schule, an der er seine Zweitausbildung zum Psychiatriepfleger absolvierte und an der er mit dem Cabrio hatte vorfahren wollen, musste er abbrechen. Er sollte erleben, was viele Betroffene durchmachen: Bis zur Diagnose «manisch-depressiv» verging eine schwierige Zeit. Eine Zeit ohne Therapie, ohne Medikamente. Eine ungebremste Achterbahn der Gefühle, auf die das junge Ehepaar geraten war, ohne zu wissen, wie ihm geschah.

Wie «en omgcheerte Händsche» benahm sich ihr Roger plötzlich, erinnert sich Irene Keller. Aus dem Mann, dem das Miteinander wichtig war, wurde ein Egozentriker, der sich in wirren Ideen verstieg und völlig unrealistische Ziele verfolgte. «Ich kam einfach nicht mehr an ihn heran.»

Kein Leidensweg

Trotzdem blieb sie bei ihm. «Die Liebe war einfach da», sagt sie schlicht. Und das gilt noch heute. «Ich hätte meinen Mann ja auch nicht verlassen, hätte er irgendeine andere Krankheit bekommen.» Sie wehrt sich gegen die Vorstellung, sie habe damit einen Leidensweg gewählt. «Es ist ein Leben der guten Zeiten. Und die anderen steht man gemeinsam durch.»

An die schlechten Zeiten können sich Roger und Irene Keller vielfach gar nicht genau erinnern. Wie oft er in die Klinik eingewiesen wurde, oder wann genau jenes schlimme Jahr war, in dem er nicht nur psychisch, sondern auch körperlich blockiert war. So blockiert, dass er kaum mehr gehen und nicht mehr reden konnte und keine Regung zeigte, wenn seine Frau ihn besuchte. Das Vergessen als Überlebensmechanismus; man muss nach vorne schauen.

Höhenflug und Bruchlandung

Es fällt Roger Keller schwer zu beschreiben, wie sich die Manie anfühlt, dieser Höhenflug, auf den immer wieder eine Bruchlandung folgt. «In einem anderen Bewusstseinszustand» sei er dann. Die Manie beflügelt ihn, macht ihn stark, selbstbewusst und souverän. Sie gibt ihm den Mut, die Routine des Alltags zu durchbrechen. Das alles klingt ziemlich verlockend – und das ist es auch: «Ich kann jeden verstehen, der in Versuchung kommt, die Manie auszuleben.» Einmal tanzte der 46jährige zu Musik um einen Baum. Energie abbauen wollte er, Dampf ablassen. Die Polizei hatte kein Musikgehör und holte ihn ab. Er verstand die Welt nicht mehr. «Ich habe niemanden gestört, niemandem wehgetan.» Er bat die Polizisten, seinen Arzt anzurufen. Und der versicherte ihnen dann, der Herr Keller sei ungefährlich, man könne ihn gehen lassen.

Ein andermal ging er joggen, ohne Schuhe und ohne Socken. Ein Wahnsinnserlebnis. Er verspürte kein bisschen Schmerz.

Wie wäre es für den Lokführer?

«Ich würde Ihnen mal wieder eine Manie wünschen, nur eine

kleine», sagte der Arzt darum einmal zu Roger Keller, als er in einer tiefen Depressionsphase steckte. Als er nicht mehr leben wollte, aber sich auch nicht zu sterben traute. Als er in der Klinik war und sich tagelang alles um die immergleichen Gedanken drehte. Was besser wäre: unter den Zug oder Tabletten aufsparen und alle auf einmal schlucken? Aber was wäre mit seiner Frau? Wäre es eine Erlösung für sie? Sie müsste sich nicht mehr um ihn kümmern, wäre frei. Oder eben nicht? Wäre es vielmehr eine Strafe? Schliesslich war die Liebe da, das spürte er auch in der Depression.

Einmal haute er ab, wollte unter den Zug. Den ganzen Tag irrte er umher und grübelte über der Frage, wie es wohl für den Lokführer wäre. «Ich war noch nicht reif. Zum Glück.» Roger Keller kehrte in die Klinik zurück, wo er von der Nachtwache erst einen Teller Spaghetti und dann einen Rüffel erhielt.

Mit oder ohne Krankheit

Heute spürt Roger Keller ganz genau, wenn eine Manie lauert. Es kommt gar nicht mehr zu den typischen Symptomen der Ma-

nie: dass er leutselig wird, in der Beiz wildfremde Menschen in ein Gespräch verwickelt, dass er sich energiegeladen fühlt und schliesslich nur noch drei Stunden pro Nacht schläft.

Der 46jährige weiss aus Erfahrung: Je höher der Flug, desto tiefer der Fall. Und genauso gut weiss er: Seine Frau kann der Manie nichts Positives abgewinnen, diese ist für sie schlimmer als eine Depression. Sie fühlt sich ohnmächtig angesichts ihres Mannes, der nicht mehr er selbst ist, «nüme de Roger». «In der Depression kann ich wenigstens für ihn da sein – auch wenn es ihm nicht viel hilft.»

Magisch-manische Momente

Darum gibt es beim ersten Anzeichen einer Manie für Roger Keller nur noch eines: den Anruf beim Arzt. Davor gestattet er sich aber noch einen kleinen, magisch-manischen Moment. Er bereitet sich eine «Henkersmahlzeit», wie er es nennt, kauft sich zum Beispiel Erdbeeren mitten im Winter, setzt sich damit in die Küche und hört laute Musik, die ihm plötzlich ganz anders erscheint als sonst, viel intensiver,

spezieller. Und dann ist Schluss. «Mehr als das darf ich nicht», sagt Roger Keller. «Auch für meine Frau, sie hat das nicht verdient.» Es folgen Gespräche mit dem Arzt und Medikamente. Die wirken sofort, wie ein Hammer. Aussethender merken heute kaum mehr etwas von einer Manie bei Roger Keller.

Gemeinsames Projekt

Medikamente gehören zu seinem Alltag, auch in neutralen Phasen. Sie tragen dazu bei, dass das Auf und Ab erträglicher wird, weniger extrem. Auch der eigene Spielzeug- und Geschenke-Laden hilft ihm, mit seiner Krankheit umzugehen. Kellers haben ihn vor acht Jahren in Herisau eröffnet; er trägt ihren Namen, Keller Spiele, und ist ihr gemeinsames Projekt, ihr Gemeinschaftswerk.

Dazu kam es durch Roger Kellers Hobby. Einige der Spiele aus Holz, die man heute im Laden kaufen kann, hat er selbst entwickelt. Mit Musik in den Ohren und Sägespänen in der Luft konnte er stundenlang tüfteln und gestalten, bis am Schluss ein gelungenes Produkt dastand. Die Spiele, fand Roger Keller, müsste man doch verkaufen können. Einen eigenen Laden müsste man haben! Seine Frau hielt den Plan für eine «manische Idee». Er musste viel Überzeugungsarbeit leisten, bis sie einverstanden war.

Ohne die «kleine Manie» damals, den kleinen, fast unmerklichen Zuwachs an Selbstvertrauen, hätte er sich ein Wagnis wie dieses nicht zugetraut, glaubt Roger Keller heute. Und seine Frau wäre schon gar nicht auf die Idee gekommen.

Ein Grund aufzustehen

Der Laden entwickelte sich gut, mit der Nachfrage wuchsen

auch Angebot und Aufwand. Irene Keller reduzierte ihr Pensum als Lehrerin für Textilarbeit und Werken und half mehr mit.

Mehr als ein Sackgeld wirft das Geschäft zwar bis heute nicht ab. Ums Geld geht es aber ohnehin nicht. Wichtiger ist: Der Laden erspart Roger Keller die geschützte Werkstatt. Er gibt ihm einen Grund, am Morgen aufzustehen. Für eine Aufgabe, die Sinn und Freude macht.

Jeder macht, was er kann

Auch wenn es Roger Keller gut geht, ist seine Leistungsfähigkeit begrenzt. Das ist für seine Frau manchmal belastend – und für ihn unbefriedigend: Wenn die Initiative immer von ihr kommt, weil er vollauf damit beschäftigt ist, den Alltag zu meistern, seinen Teil beizutragen. Sein Teil, das ist zum Beispiel: bis um Punkt halb zwölf im Laden helfen, länger geht nicht, es ist keine Energie mehr da, um freundlich zu sein. Dann holt er unten an der Hauptstrasse die Tafel, die die Kundenschaft in die Seitenstrasse und in den Laden führen soll, geht heim und kocht, immer pünktlich auf die Minute, seine Frau kann sich nur noch hinsetzen. Jeder macht, was er kann.

Irene Keller will nicht gewichten. Was sie macht, ist kein bisschen mehr wert als das, was ihr Mann beiträgt. «Auch er tut alles, was in seiner Kraft steht.» Woher sie das weiss? «Ich weiss es einfach und vertraue darauf. Zu 100 Prozent.»

Jeder macht halt, was er kann. Mal so, mal anders.

Corina Hugentobler

Diese Seite ist im Rahmen der Diplomausbildung Journalismus am Medienbildungszentrum Luzern als Abschlussarbeit von Corina Hugentobler entstanden.

STICHWORT

Bipolare Störung – manisch-depressive Erkrankung

Die Bipolare Störung, oft auch «manisch-depressive Erkrankung» genannt, ist gekennzeichnet durch Phasen der Manie, während derer sich die Betroffenen extrem leistungsfähig, selbstbewusst und souverän fühlen (bis hin zum Grössenwahn), und depressiven Phasen, in denen Apathie und Lustlosigkeit den Alltag bestimmen. Suizidgedanken oder -versuche sind häufig. Die meisten Betroffenen erkranken im Alter

zwischen 20 und 30 Jahren; oft vergehen aber bis zur richtig gestellten Diagnose bis zu zehn Jahre. Bei der Entstehung der Krankheit spielen sowohl genetische als auch psychosoziale Faktoren eine Rolle: Das Erbgut bestimmt, wie «anfällig» ein Mensch für die Krankheit ist. Traumatische Ereignisse wie Trennungen, Stress oder Mobbing können dann den Ausbruch der Krankheit oder einer einzelnen Phase begünstigen. (hu)